

Nr. 289. **Bromberg, den 13. Dezember** **1936**

Ein Mann entlaufen!

Roman von Vera Bern.

Urheberschutz für (Copyright by) Verlag „Das Bergland-Buch", Salzburg.

(23. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

So wohl fühlt sich Gerda, daß sie nicht einmal wissen will, wer „jemand anderer" ist.

Der Zug stampft durch die Nacht. Hans Römer fühlt den weichen jungen Körper an seiner Seite, spürt den leisen Duft, der aus ihrem Haar aufweht.

„Mäulchen auf!" kommandiert er und legt sich die riesengroße Pralinenschachtel auf die Knie.

Und Gerda Manz öffnet das „Mäulchen". Und Hans Römer schiebt ihr Kognakbohne auf Kognakbohne in den Mund. Sie fühlt die Spitzen seiner Finger an ihren Lippen — einmal, zweimal . . . unzähligemal . . . wie leise zärtliche Küsse, die sie durchdringen. Bis sie in süßer Willenlosigkeit die Augen schließt, mit dem Kopf gegen Hans Römers Schulter fällt, leise maunzt und einschläft.

Sehr anregend scheine ich nun gerade nicht zu wirken, denkt er belustigt. Er steht auf, greift unter Gerdas zarten Körper und trägt sie hinüber in ihr Bett. Zieht ihr die Decke bis unters Kinn. Er knipst das grelle Deckenlicht aus. Im blauen Schein der Deckennachtlampe schimmert Gerdas Antlitz wie opalisierend. Lächelnd sieht er auf den blonden Mädchenschopf herunter, geht dann rückwärtsschreitend in sein Abteil herüber. Die Tür läßt er halb offen. Man kann nicht wissen, was die Kleine in der Nacht angibt, wenn sie plötzlich in der unbekannten Umgebung aufwacht . . .!

Bald schläft auch er, eingehüllt von dem ratternden Brausen. Hört dann im Halbschlaf, daß der Zug auf einer Station hält, hört Stimmen von Trägern, Schaffnern, Reisenden, fühlt dann das Wiederanfahren des Zuges, der in die Nacht hineinsaust.

Plötzlich schreckt Hans Römer auf:

Qualvolles Stöhnen und Ächzen dringt an sein Ohr.

Um Gottes willen, was ist geschehen? . . .

Ach Gott ja — die Kleine! Die Kleine, die mit ihm reist! . . .

Er springt aus dem Bett:

„Fräulein Manz!? . . . Gerda? . . . Gerda, ist Ihnen was?"

Sie hockt auf ihrem Bett, den Kopf in den Händen.

„Schlecht! . . . Mir ist so übel! . . . Ich glaube, ich sterbe . . ."

Es wird eine schreckliche Nacht. Das kleine Reisemonstrum wird richtig seekrank. Und Hans Römer panscht mit Kompressen an ihr herum. In den Tod konnte er es nicht leiden, wenn einer seiner Kommilitonen mal Bacchus opferte! Aber was soll er mit dem hilflosen, ihm anheimgegebenen Bündel machen — das immer wiederholt: „Mir ist so schlecht . . . so schlecht . . ." und dazwischen bettelt: „Nicht böse sein . . . Nicht böse sein! . . ."

Dann muß Hans Römer dem Schaffner klingeln, daß er die Ravage mit den Töpfen und nassen Lappen in Ordnung bringt.

„Die Frau Gemahlin verträgt wohl das Reisen nicht?" fragt der Schaffner. „Soll ich einen Kognak bringen?

„Danke", sagt Hans Römer. „Die Frau Gemahlin hat schon genug Kognak genossen . . .!"

Er setzt sich auf Gerdas Bettrand und wartet, bis sie eingeschlafen ist. Und dann — Gerda muß wohl schon im tiefsten Schlummer liegen — zieht sie Hans Römers Hand ein klein bißchen zu sich heran und legt sie unter die Wange.

Dann geht er wieder zu sich hinüber. Er schließt die Tür zwischen beiden Abteilen.

Die Kleine ist zu niedlich — gefährlich niedlich sogar!

*

„Er ist da! Er ist gekommen!" raunt Madame Juliette Molignon kurz vor Henri Renés Auftritt ihrem Manne zu, als sie, die Geldkasse unter dem Arm, das Zirkuszelt betritt.

„Direktor Römer?! . . ."

Molignon atmet auf.

Nun ist der Deutsche doch nicht im Zorn abgereist, war wirklich plötzlich aus dem Hotel de la Gare abberufen worden! Ist jetzt selbst zu ihm gekommen, ihn persönlich kennenzulernen — endlich! . . . Als die Manon Luchon noch lebte, vor ihrem unglücklichen Sturz vom Seil, mochte Direktor Römer inkognito mancher Vorstellung des Cirque d'été beigewohnt haben — zu Gesicht bekommen hatte ihn Molignon nie.

„Andere reiche Leute halten sich einen Rennstall oder eine Hundezucht . . . mein Freund hält sich einen Zirkus!" hatte die Luchon ihm damals gesagt. „Es macht ihm Spaß, brieflich ein bißchen dreinzureden bei der Auswahl der Artisten und die Gastspielorte mitzubestimmen. Laß dir daran genügen, Molignon!"

Molignon hatte damals in sich hineingelacht. Es machte dieser unbekannten Größe, dem deutschen Direktor, Spaß, sich „einen Zirkus zu halten"? . . .

Nein! Sich eine bildschöne, dankbare junge Artistin als Freundin zu halten — das machte ihm Spaß!

Darum hatte Molignon damals gezittert — nach Manon Luchons Tod, daß die regelmäßigen Zuwendungen aufhören könnten. Aber sie wurden fortgesetzt! . . . Das unglückliche Bild mit dem Text in der einen deutschen Zeitschrift hatte dann alles wieder in Frage gestellt! Aber nun blieb es, scheint's, doch beim alten — Gott sei Dank!

Seine Gestalt strafft sich.

„Wo hast du unseren Freund und Gönner placiert, mein Kind?"

„Idiot!", sagt Madame Juliette. „Staniol ist da! . . . Staniol, der Vertreter vom Apollo-Konzern in Berlin! Er gab seinen Namen an der Kasse an. Er fragte nach dir. Er spricht gut Französisch. Ich wollte ihm einen Ehrenplatz anweisen, aber er sagte: Staniol bezahlt seinen Logenplatz selbst! Er sitzt . . . warte mal . . . ich habe ein blaues Kreuz gemacht, da, wo er sitzt . . ."

Sie entfaltet den angefleckten, eingerissenen Zeltplan, in den sie jeden Tag die verkauften Plätze mit Bleistiftkreu-

zen einzeichnet, die sie nach der Abrechnung wieder ausradiert.

„Da — Loge 6. Den Platz neben ihm habe ich nicht verkauft! . . . Erzähl ihm die Ohren voll während Renés Auftritt . . . lenk ihn ab! Bleib bloß die ganze Zeit bei ihm! . . . Bring ihn dann in sein Hotel . . . daß er nicht rankommt an unseren Clown! Ich klopf heute den René heraus . . . ich bring ihn zum Wagen! . . . Ach, Molignon, du wirst ja doch wieder alles verkehrt machen . . .!"

Madame Juliette hat es längst vergessen, daß sie selbst die Aufregnungen der letzten Zeit verursacht hat.

„Warte doch!" ruft sie ihm nach. „Der Brief hier . . . er ist vorhin für dich abgegeben worden."

„Ja? . . . Gib her", sagt Molignon. Und beruhigend: „Hab keine Angst wegen René . . . der schließt nicht woanders ab! Der läßt überhaupt keinen zu Verhandlungen an sich ran! Der kommt nur zu uns — jeden Sommer! Ich hab ihm sogar vorhin freiwillig versprochen, seine Gage zu erhöhen — ganz beträchtlich sogar. Also — keine Angst! Der macht uns jeden Sommer das Geschäft . . . bis er alt und klapprig ist! Sprich du nicht so viel auf den René ein, wenn du ihn zum Wagen bringst — er liebt das nicht!"

Molignon kommt an Henri René vorbei, der, abgestorben für alles, was sich um ihn herum begibt, wie gefedert, mit angehobener Ferse, vorgestrecktem Oberkörper, zum doppelten Salto mortale bereit, hinter den Stallmeistern steht.

Molignon drückt sich seitlich an ihm vorbei, geht langsam am Außenrand der rot eingefaßten Manegebrüstung in der Richtung auf Loge 6 zu.

Brausender Applaus umtost ihn: Henri René ist wie ein Ball in die Manege geflogen. Das Feuerwerk seiner Witze prasselt aus dem Sandkreis in das volle Zelt, prasselndes Lachen dröhnt aus dem Zelt zurück.

Henri René niest — ein Knall, der zum Zusammenschrecken zwingt — er hat seine Pistole abgeschossen. Nun wringt er die Gummiposaune aus, in die er hineingeniest hat.

Molignon schneidet im Gehen den Brief mit dem kleinen Finger auf:

Sehr geehrter Herr Molignon! Nach dem peinlichen Zwischenfall in einem deutschen illustrierten Blatt bin ich in Zukunft an Ihrem Unternehmen desinteressiert. Ich bitte das für Ihre Dispositionen zur Kenntnis zu nehmen.

Hochachtungsvoll
Direktor Heinrich Römer.

Minutenlang steht Molignon am gleichen Fleck. Das Schreien und wiehernde Lachen der Menge tost an seinem Ohr vorbei.

Aus!! . . . Und er hatte dem Clown eine Gagenerhöhung zugesagt! . . . Und — ohne René? Ohne die größte Attraktion, die sich ein Direktor wünschen kann? . . . Wenn der ihm jetzt noch genommen würde durch den Konzern . . . den . . . den Staniol — dann setzte das Elend der früheren Jahre wieder ein! . . . Den René mußte er sich halten! Mußte!!

Molignon schnellt zur Seite: Henri René purzelbaumt auf dem Manegenrand an ihm vorbei.

Blaß und um noch einige Zentimeter kleiner, zwängt sich Molignon auf den freien Platz der vorn an der Manege liegenden Loge Nr. 6.

Er wartet, daß der schwarze Herr, der auf dem bezeichneten Platz sitzt, zur Seite blickt. Als dies nicht geschieht, räuspert er sich und beugt sich vor:

„Gestatten Sie, ich bin Molignon, Directeur des Cirque d'été!"

Gerade sagt der Clown:

„Lachen! . . . Lachen! . . . Alle lachen! . . . Eins-zwei-drei: Alle lachen!"

Ungeduldig winkt Staniol ab: „Ja, ja, Augenblick." Er reckt sich vor, weit über die schmale Logenschranke hinaus, die bedeckt ist mit Bröckeln des von Pferdehufen hochgeschleuderten Manegensandes. Um seinen Mund zuckt es.

Molignon rückt unruhig auf seinem Stuhl hin und her: „Ganz gut, nicht wahr?"

Staniol antwortet nicht.

Nach 5 Minuten wendet er sich mit einem Ruck herum: „Nicht „ganz gut" . . . phänomenal! Der Mann ist . . . haha . . . der ist . . ." und bricht so hart und unmittelbar in nicht endenwollendes Lachen aus, als habe er sich mühsam dagegen zur Wehr gesetzt. Aus den Augen kullern ihm dicke Tränen.

Molignon wirft sich in die Brust:

„Ich habe früher vor hohen und höchsten Herrschaften gespielt . . . Meine Kräfte . . ."

Nein. Es hat keinen Zweck, Staniol „abzulenken". Der ist völlig fasziniert von Henri René — genau wie Molignon es gewesen war in den ersten Wochen der Zusammenarbeit! Staniol rutscht hin und her auf seinem Stuhl, lacht, hält sich die Seiten, die Adern an seinen Schläfen schwellen an, so angestrengt arbeitet sein Zwerchfell. Staniol ist nicht mehr der kritische Vertreter eines gewaltigen Varieté-Konzerns, der es verstehen muß, einen großen Star durch überlegene, etwas herablassende Anerkennung im Preise zu drücken — er ist ein Teil eines in Gelächter aufgelösten Publikums.

Henri René steht in der Manege. Sein Blick gleitet die Sitzreihen entlang. Er winkt in die Luft:

„Vorbei! . . . Vorbei! . . ."

Bedrückend fast die plötzliche Stille unter dem Zeltdach, beängstigend der Anblick der vielen hundert Gesichtsovale, die in Kreisen übereinander die aufgerissenen Mäuler schließen und aus der Verzerrung schrankenloser Hingabe in Ruhe zurückfallen.

Noch Lachtränen in den Augen, lehnt sich Staniol in den Stuhl zurück — Donnerwetter!

Gleichgültig, mit schleppenden Schritten, seine Clownrequisiten am Boden hinter sich nachschleifend, schlorrt Henri René in Totenstille aus der Manege. Seine giftgrüne Wollperücke verschwindet hinter den Rücken der Stallmeister.

Applaus setzt ein. Wie eine Salve, die hinter dem Clown herjagt, die sich verstärkt zu orkanartigem Toben, von johlenden Schreien durchsetzt:

„René! . . . Henri René! . . ."

Staniol erhebt sich.

Molignon springt auf: „Wohin?"

„In die Garderobe. Zu Ihrem Clown."

Molignon sagt scharf:

„Bedaure! Niemand hat Zutritt zu ihm nach der Nummer! Niemand!"

Staniol entgegnet ruhig:

„Dann geben Sie mir seine Adresse. Er wird wohl kaum in einem Ihrer Wagen wohnen?"

Molignons Stimme wird spitz:

„René wohnt im Hotel. Ich weiß nicht, in welchem. Wir wissen es nie. Er kommt pünktlich zur Vorstellung — das genügt mir!"

Staniol schiebt seinen Arm vertraulich in den Molignons.

„Hören Sie mal, mein lieber Direktor, gib's hier nicht irgendwo ein Café, in dem wir uns gemütlich unterhalten können . . .?"

Sie gehen an dem schon an die Gitterstäbe herangeschobenen Raubtierwagen vorbei.

„Wir sind in der „Cigogne" mein Kind, falls irgend was los ist!" ruft Molignon seiner Frau im Vorüberkommen zu.

Sie zwinkert zurück; er kann beruhigt sein.

Draußen im grellen Licht der den Zelteingang beleuchtenden Lampen verstärkt Staniol im Weiterausschreiten, wie in freundschaftlicher Gesinnung, den Druck seines Armes.

„Sagen Sie mal, mein Lieber, bei der Geschichte stimmt doch was nicht? . . . Ich kann da nicht durchgucken! . . . Was ist denn da für ein Haken? . . . Ihr René . . . er ist weit mehr als ein Grotesk-Clown . . . er ist . . . na ja, tut ja nichts zur Sache . . . Ohne Ihnen nahe zu treten — er ist bei Ihrem immerhin primitiven Unternehmen . . . er könnte doch längst . . ."

Molignon zieht seinen Arm aus dem des Berliner Konzernvertreters:

„Wie Sie mein Unternehmen einschätzen, tut nichts zur Sache. Eines bitte ich Sie zur Kenntnis zu nehmen: Henri René ist auf Jahre hinaus bei mir engagiert!"

Staniol verbeißt sich ein Lächeln.

Eine Arroganz haben diese Pintscherdirektoren! Ein Selbstbewußtsein . . .

Die beiden Herren überqueren den mit Kastanien bepflanzten, schmalen Boulevard und schreiten auf das Café de la Cigogne zu, aus dem gleichzeitig die Klänge eines Orchestrions und die aus dem Lautsprecher geschmetterte Arie aus Gounods „Faust" herausschallen.

(Fortsetzung folgt!)

Knispel empört sich.

Heitere Skizze von Erich Weber.

Der Knispel Anton hatte Anno sechsundsechzig die Schlacht bei Königgrätz mitgemacht und war nach dem Friedensschluß ohne einen sichtbaren Schaden zwar, aber trotzdem mit einem Leierkasten in die Heimat zurückgekehrt. Diesen Leierkasten wollte er vom Kaiser in Wien persönlich zum Geschenk erhalten haben, und außerdem auch das Recht, überall im ganzen, weiten Donaureiche seine Lieder spielen zu dürfen, wann und wo er gerade Lust hatte. Gegen ein solches Vorrecht war schwerlich etwas einzuwenden, und so ließen die Veitelsbacher den Anton gewähren, zumal das Programm seines Werkleins zu Herzen gehende Weisen enthielt, als da waren: Die Polka vom betrunkenen Schwiegersohn, den lieblichen Walzer „Sei gepriesen du lauschige Nacht", und zum kräftigen Abschluß Radetzkys weltberühmten Siegesmarsch mit Pauken und Trompeten.

Wenn der Knispel diesen Marsch spielte, dann reckte er sich immer kerzengerade in die Höhe, blitzte mit seinen scharfen Augen gar grimmig hinten den buschigen Brauen hervor, und legte während des ganzen Stückes salutierend die Rechte an seine zerbeulte Veteranenkappe.

Ein solches Wesen gefiel besonders den kleinen Veitelsbachern. Sie umstanden den wackeren Krieger gewöhnlich in ganzen Scharen, warteten gespannt darauf, wann er die Hand zum militärischen Gruß erheben würde, stampften dann im Takt des Marsches mit den kleinen Füßen, und nahmen vor allem Antons zur Schau getragene Feierlichkeit genau so ernst wie er selber. War schließlich der letzte Ton verklungen, balgten sich Mädchen und Buben um die Ehre, das Kaisergeschenk, das auf einem winzigen Wäglein stand, einige Häuser weiter rollen zu dürfen. Und der Knispel stakte gravitätisch hinterher, hielt auch gelegentlich, links oder rechts, einmal die leere Mütze hin, damit keiner der Vorübergehenden um die Möglichkeit käme, ihm etwas zu schenken, und ließ am Ende seine Werkelmusik vom neuen Standplatz aus erklingen.

So ging das viele Jahre fort.

Der Knispel gehörte zu Veitelsbach genau so, wie die mächtige Burg auf dem Basaltkegel des Schloßberges oder der Ringplatz mit seinen Laubengängen und spitzgiebeligen Häusern oder das altersgraue Rathaus mit der grünen Helmzier des viereckigen Turmes dazu gehörte. Ja, er hatte es im Laufe der Zeit sogar auch hier zu einigen Sondervergünstigungen gebracht. Die Stadtväter etwa ließen ihn im alten Weberhäusel ein Stübchen umsonst bewohnen, der Blihal Polizist sagte kein Wort, wenn Anton, nach dem Fronleichnamszuge, nicht weit von der Dekanalkirche zu spielen anhub, und der Herr Bezirkshauptmann gar, der schickte ihm jedesmal einen blanken Silbergulden hinunter auf den Ringplatz, wenn er dort zu Kaisers Geburtstag, und zwar wegen der besonderen Ehre gleich einige Male laut und kräftig hintereinander, seinen Marsch erklingen ließ.

Bis dann die Veitelsbacher eines Tages Ursache fanden, über ihren Knispel Anton baß erstaunt zu sein, und im Kretscham, im Weißen Rößel, und im Reichshof an den Stammtischen ein langmächtiges Gerede um ihn ging. Denn Anton Knispel, der Kämpe von Sadowa, schob nicht mehr sein ächzendes, holzerndes Wäglein vor sich her und darauf den Leierkasten, er ließ sich auch nicht mehr von blonden, braunen oder schwarzen Mädchen und Bübchen ablösen in dieser Arbeit — nein, vor einen funkelnagelneuen, schwarzgelb gestrichenen und polierten Wagen hatte er eines Morgens einen neckischen, weißen Ponyhengst gespannt, und der zog nun trappelnd, zappelnd und feurig schnaubend den Leierkasten, mitsamt seinem feierlich auf dem Bock thronenden Herrn, durch das Städtchen.

„Der ist ja reich geworden", meinten die Veitelsbacher und hielten fortan die Taschen zugeknöpfter. „Dem geht es doch besser als uns", sagten ein paar Mißgünstige und verlangten, daß ihm die Freiwohnung entzogen würde. Knispel Anton indessen weigerte sich auch nur einen Heller Miete zu zahlen, und es entstand ein erbitterter Krieg mit den Stadtvätern, während welchem seine Schuld zu einem runden Sümmchen anwuchs, das vom Blihal Polizisten schließlich amtlich eingetrieben werden sollte. Knispel zitterte vor Empörung, als der im Weberhäusel erschien. Er sagte erstens, daß die Herren nur ja nicht mit ihm herumspielen sollten, denn er sei schon mit ganz anderen Leuten fertig geworden. Er sagte zweitens, ihm könne überhaupt der ganze Gemeinderat mitsamt dem Bürgermeister den Buckel hinunterrutschen. Und er sagte drittens, wenn der Herr Blihal nicht im Augenblick verschwände, so wäre seine hochgeschätzte Gattin voraussichtlich sehr bald eine Witwe.

Schnaufend und säbelklirrend stürzte nach diesem Bescheid der tiefgekränkte Blihal wieder in das Rathaus zurück, um dort sein Erlebnis zu verkünden. Und „ausquartieren!" befahlen die zornigen Räte, „rücksichtslos auf die Straße setzen, diesen Empörer!"

Das war bald getan. Denn der wacklige Kasten Anton, das Bettgestell und der Strohsack, die Waschschüssel, eine alte Kaffeemühle und zwei Stühle machten keine sonderliche Mühe. Die Überraschung aber gab es am anderen Morgen, als die Veitelsbacher den Knispel mit all seiner Habe in der großen Laubenhalle des Rathauses wiedersahen. Er selbst lag noch im Bett, der Leierkasten stand neben ihm, die Kurbel griffbereit, während der kleine Hengst am Fußende des Bettes angebunden war und verdrossen unter seinem Herrn das Stroh wegfraß. Weder mit Bitten noch mit Drohungen war Anton zu bewegen, sich vom Lager zu erheben. Im Gegenteil. Als um 8 Uhr der Herr Bürgermeister erschien, begrüßte er diesen in liegender Stellung, indem er die fröhliche Polka auf seinem Werkel herunterleierte, und tat dasselbe, als der Herr Bezirkshauptmann, stolz und würdevoll, über den Ringplatz nach seinem Amte schritt.

„Oh, du verflixtes Kaffeehaus!" brüllte der jetzt wütige Blihal Polizist ein über das andere Mal, und das war sein stärkstes Schimpfwort, mit dem er schon manchen Übeltäter kleinbekommen hatte. Knispel indessen hing nur den Hintern zum Bette hinaus und tat sonst gar nichts. Da ließen die Händler ihre Stände im Stich, da versammelten sich Maurer, Maler, Schuster, Bäcker und Schneider, da mußte der Blihal die Kinder in die Schule jagen, da vergaßen die Frauen das Mittagessen, da gab es mit einem Wort ein fürchterliches Durcheinander in ganz Veitelsbach und am Ende ein so ungeheures Gelächter, daß der weite Ringplatz davon widerhallte.

Oben im Rathause lachte man auch und entschied nach einigem Hin und Her, daß dem Knispel die Schuld erlassen sei und er weiterhin im Weberhäusel umsonst wohnen könne bis an sein seliges Ende. Man tat diesen Spruch um so eher, als auch der Stellvertreter des Kaisers von der Bezirkshauptmannschaft angerufen wurde und gute Worte für den schalkhaften Krieger eingelegt hatte.

Knispel aber, als er die frohe Kunde vernahm, stieg aus dem Bett, lud sein Krämchen auf den Wagen, stellte sich dann vor dem Rathaus stramm in Positur, salutierte und spielte den Radetzkymarsch so schön, wie ihn die Veitelsbacher noch niemals gehört hatten.

Die Eisblumen rufen . .

Eine merkwürdige Geschichte von Eberhard Meckel.

Es war Vollmond; manche Leute macht das unruhig im Schlaf. Auch einem Mann dem er gar zu hell ins Zimmer und aufs Bett schien, ging es so. Er legte sich erst ein paarmal von einer Seite auf die andere, dann stand er auf, ging ein wenig hin und her, um sich zu beruhigen, sah zum Fenster hinaus und bemerkte, wie im selben Augenblick eine Gestalt unten aus der Wohnungstür trat und durch den Garten fortstapfte. „Holla", dachte der Mann, „wenn einer mitten in der Nacht aus meinem Haus geht und nimmt vielleicht noch daraus etwas mit, da muß ich dabei sein", griff seine Jagdflinte und schickte sich sogleich beherzt an, die Treppe hinabzusteigen und den offensichtlichen Dieb zu verfolgen. Unten jedoch fand er alles rechtmäßig an seinem Platz, die Tür fest verschlossen wie am Abend. „Hab' ich recht gesehen oder nicht!" kam es ihm, „man kann sich irren" — da fielen ihm Spuren im Schnee auf, die von der Tür in den Garten weggeführt und eben getreten sein mußten.

„Also doch!" sagte sich der Mann, und da er in einem Schuppen draußen Gerätschaften und sonstiges Brauchbares

hatte, was er sich nicht gern ohne weiteres wegnehmen lassen wollte, ging er doch hinaus nachzuschauen. Aber er traf auf nichts Verdächtiges, auch die Spuren, bei denen ihm auffiel, daß sie genau mit seinen Tritten zusammenpaßten, verliefen sich, als wollten sie ihn nur narren. So kehrte der Mann unverrichteter Dinge wieder um. Wie er aber noch einmal prüfend am Haus hochschaute, stand hinter dem Fenster seiner Kammer, wo er bis eben geschlafen hatte, eine zweite Gestalt, die das Gesicht herwandte, fast konnte es sein eigenes sein. „Zum Teufel!" fluchte der Mann, „ist hier schon Gesindel ums Haus und nun gar in meinem Zimmer, dann fängt man es besser gleich, und es kommt dabei auf eine Scheibe nicht an, wenn es nur den dahinter trifft." So richtete er schnell seine Flinte empor, zielte und drückte ab. Es gab zwar keinen Knall, seltsamerweise, aber oben splitterte sogleich Glas wie von einem durchgefahrenen Schuß, es ertönte auch ein Schrei, und sogleich wollte der Mann hinaufeilen, sich des Getroffenen zu versichern. Da gebot ihm die eigene Haustür Halt; sie, die er gerade noch selbst aufgeschlossen und beim Hinaustreten offen gelassen hatte, war zu, und so sehr er auch rüttelte und sich daran versuchte, sie blieb zu. „Was wird hier gespielt?" erregte sich der Mann, „ausgeschlossen vom eigenen Haus! Was ist nur los?" Und sogleich begann er, die Magd, die über der Tür wohnte, zu rufen, sie möge öffnen. Die schreckhafte Magd, die sonst bei jedem Geräusch aufwachte, rührte sich nicht, auch Steine, die der Mann gegen ihre Laden warf, zeigten keine Wirkung.

So mußte sich der Mann daranmachen, seine Tür mit dem Kolben einzuschlagen, um, nachdem das Werk beinahe getan war, zu erleben, daß sie sich plötzlich wie von selbst öffnete; es war wie verhext. Dann im Zimmer oben und auch sonst im Haus, ließ sich kein Getroffener finden, noch viel weniger Zeichen oder Spuren von ihm; die Scheibe war auch wieder ganz, nur an der gegenüberliegenden Wand klaffte deutlich eine Stelle eines Einschusses, der durch das Mauerwerk durchgegangen war und im Nachbarzimmer ein Bild, just aus der Jugend des Mannes, durchbohrt hatte.

Da fuhr den Mann über allem doch ein Schauder an, er mußte geschwind einer verlorenen Jugend, mancher schlecht genützten Zeit und seiner jetzigen Einsamkeit gedenken, aber bald überwand er diese Überlegungen und redete sich zu: „Will mir jemand ein Schnippchen schlagen, so schlage ich ihm auch eines", und getreu der Regel: „Was man nicht will, verschläft man am besten", wollte er sich unbekümmert wieder zu Bett legen, das nun auch — der Mond war inzwischen ein gutes Stück weitergerückt — im Schatten sein mußte. Jedoch es war nicht dort, es stand ganz woanders, an der gegenüberliegenden Seite, und zwar verkehrt geordnet, die Kissen am Fußende Der Mann, dem allmählich nun doch unheimlich zumute wurde, kniff sich in den Arm, ob er wohl wache oder träume; er spürte einen ordentlichen Schmerz und wachte also. Schließlich sagte er sich, daß er in dieser Nacht anscheinend die Geschehnisse, die ihn freilich sonderbar genug dünkten, nicht ändern könnte, streckte sich verkehrt auf sein Lager und schlief auch tatsächlich sofort ein.

Als er am Morgen aufwachte, war alles wie gewöhnlich. Die Flinte stand in der Ecke, es fehlte keine Patrone, keine Wand und kein Bild waren durchbohrt, die Tür unten war wie immer und nicht zertrümmert, keine Spur, auch keine eigene, führte durch den Schnee, wenn man nicht die vorsichtigen Stapfen eines Kätzchens, das in der Nacht zum Hauseingang hin und wieder zurückgelaufen sein mußte, als solche rechnen wollte. Die Magd hatte nichts gehört — so hatte der Mann demnach alles geträumt. Da bemerkte er erst, daß seine Fenster voller Eisblumen waren. Als er das sah, erinnerte er sich — wie aus tiefen Schluchten stieg es in ihm herauf —, daß man in seiner Heimat, die er schon fast ganz vergessen hatte, sich früher folgendes erzählte. Wenn die Unsichtbaren, die überall in der Luft ihr Wesen treiben, den Menschen Eisblumen an die Fenster malen, indem sie mit ihren eisigen Fingern, die so eisig sind wie die Kälte, die die Schöpfung ausströmt, Kristall um Kristall bilden, am Glas zart zusammenfügen und zu reinen Bildern vereinen, dann greifen sie zuweilen unversehens und zufällig in das Schlafen eines Menschen, der in der Nähe des Fensters sein Bett hat, und weben in seinen Schlaf ihre Zauberarbeit hinein. Dann haben die Menschen, wenn überdies noch Vollmond ist, die merkwürdigsten Träume, in denen die Unheimlichen sich mit ihnen scheinbare Scherze und Unheimlichkeiten erlauben; denn die Unheimlichen sind voller Geheimnis wie das Leben überhaupt. In Wahrheit steckt in diesen Träumen aber viel mehr; man muß sie nur deuten. Wenn man sie gedeutet hat und das Ergebnis vorliegt, sagt man „Die Eisblumen rufen"; denn die Eisblumen gehören ja zu dem Traum.

So erinnerte sich der Mann, und eine Deutung hatte er bald, er brauchte nur sein eigenes Leben anzuschauen. Mußte er nicht wieder einmal aus dem Haus hinausgehen, wie jene Gestalt in der Nacht und sich draußen im Lebendigen verlieren? Stand er nicht immer hinterm Fenster, und was immer war und geschah und getan wurde, zielte er dabei nicht immer doch auf sich selbst und traf nur die eigene Jugend ins Herz? Aber die Geschosse werden nie mehr gefunden; die Geschosse sind die versäumten Tage und Stunden, die unsichtbar vorüberwehen. Und mußte er immer glauben, die Türen seien stets offen oder würden von anderen geöffnet? Und daß er den vermeintlichen Getroffenen nicht fand — hatte er sich selbst je gefunden? Selbst das verkehrte Bett bewahrte noch einen Sinn: Es kann getrost einmal anders stehen, wer weiß, ob es nicht doch richtig steht? — Nun wußte der Mann, was es auf sich hatte, wenn man früher daheim erzählte: Die Eisblumen rufen. Sie rufen in das verhärtete Leben. Der Mann aber trug von der Nacht noch einen blauen Flecken am Arm: Das war das einzig Wirkliche im Traum gewesen, daß er sich im Schlaf in den Arm gezwickt hatte. Es war noch ein paar Tage sichtbar. So lange hielt das Rufen der Eisblumen wenigstens vor. So ist es immer . . .



Bunte Chronik



Hundegebell ersetzt keine Liebeserklärung.

John Soef aus Port Huron im amerikanischen Staate Michigan lebt mit seiner Frau in Scheidung. Es paßte ihm jedoch nicht, daß sich seine Frau von ihm trennen wollte, deshalb setzte er alle Hebel in Bewegung, um sich ihr zu nähern und ihr zu sagen, daß er sie immer noch liebe. Die Frau war jedoch davon wenig erbaut und setzte eine gerichtliche Verfügung durch, die es John Soef verbot, seine Frau anzureden. Soef war aber immer noch verliebt in sie. Da er sie nicht ansprechen durfte, verfiel er auf einen sonderbaren Ausweg. Als er sie wieder einmal traf, ging er neben ihr her und bellte ununterbrochen. Die Folge war eine Verurteilung zu acht Tagen Gefängnis, um John Soef zu Gemüte zu führen, daß Hundegebell einer Frau gegenüber keinen Ersatz für eine Liebeserklärung darstelle.



Lustige Ecke



Die praktische Hausfrau.



„Wo ist der Schirmständer, Grethe?"

„Den hab' ich hier, das ist der einzige Behälter im ganzen Haus, der groß genug ist, daß ich Makkaroni darin kochen kann!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.